

Fachtagung: Sexualpädagogik 2000

Vortrag für Aktion Kinder- und Jugendschutz Schleswig-Holstein:
06. Juli 2000 in Kiel

Ina-Maria Philipps: Sexualpädagogik – Sozialhistorische Entwicklungen und neue Erfordernisse für die Prävention

Das Millennium liegt gerade mal ein halbes Jahr zurück, und die Veranstalter erinnern daran, indem sie dieser Fachtagung den Titel „Sexualpädagogik 2000“ geben. Historische Zäsuren wie die gerade erfolgte Jahrtausendwende animieren dazu, innezuhalten und zu überprüfen, ob die gegenwärtige Praxis und die ihr zugrundeliegenden Vorstellungen noch aktuell und situationsgerecht sind – selbstverständlich wohlwissend, dass mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts kein gravierender Wandel im Jahrtausende alten Spiel der Geschlechter zu erwarten ist.

Eine solche „Inventur“ für die Sexualpädagogik vorzunehmen, ist auch deshalb sinnvoll, weil sie von allem Anfang an (und der liegt schon zwei Jahrhunderte zurück!) in der Gefahr der Indienstnahme für die Interessen bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen oder des Staates stand. Denn das, was wir für eine *Aufgabe* oder für eine *Gefahr* erklären, deretwegen Sexualpädagogik tätig werden muss, erwächst keineswegs nur aus objektiven Tatbeständen, sondern hat immer auch mit der Bewertung zu tun, die diese erhalten. Das, was einzelne PädagogInnen oder Institutionen, als „wichtig“ oder „gefährlich“ beurteilen, erfolgt wiederum im Kontext einer bestimmten gesellschaftlichen Situation, die unsere Einschätzung beeinflusst. Insofern erscheint es mir notwendig, dass wir uns immer wieder fragen, woher wir die Begründung unserer Aufgaben- und Zielbestimmung nehmen und inwieweit diese wissenschaftlich abgesichert ist. An einem kurzen Abriss der sexualpädagogischen Prioritätenverschiebungen innerhalb der letzten drei Jahrzehnte möchte ich aufzeigen, dass Prävention die zentrale Legitimation für sexualpädagogisches Handeln geliefert hat, wobei deren Gegenstand jedoch erheblichen Variationen unterworfen war.

Und immer drohte Gefahr ...

Verfolgt man die Geschichte der Sexualität und der Sexualpädagogik im Abendland, so lässt sich feststellen, dass die Notwendigkeit sexualpädagogischer Arbeit niemals nur mit der Tatsache begründet wird, dass Mädchen und Jungen eine, nach Geschlecht unterschiedliche, psychosexuelle Entwicklung durchlaufen, während derer sie – wie für andere Bereiche körperlichen, seelischen und geistigen Wachstums auch – Unterstützung und Förderung durch Erwachsene brauchen. Fachwissenschaft, Politik und PraktikerInnen heben vielmehr in jeder Epoche bestimmte (und unterschiedliche) gesellschaftliche oder medizinische Phänomene hervor, auf die sexualpädagogische Bemühungen eingehen und deren Bedrohlichkeit sie reduzieren sollen. Dies hat der Sexualpädagogik m.E. zu Recht den Ruf einer „Gefahrenabwehrpädagogik“ eingebracht, bezieht sie ihre Berechtigung doch all zu oft weniger aus der Förderung genussvoller Sexualität, selbstbestimmter Beziehungsgestaltung oder umfangreichen Körperwissens als aus der Prävention von angeblich oder tatsächlich gefährlichen Verhaltensweisen bzw. Entwicklungen.

Aufbruch aus der Repression

Ende der 60er bis Mitte der 70er Jahre ist, verbunden mit den Namen Kentler und Koch, später auch mit Marburger, Sielert und Glück, eine Blütezeit der **emanzipatorischen Sexualerziehung** zu verzeichnen, die in Weiterführung der Studentenbewegung 1967/68 die Befreiung aus gesellschaftlichen und familiären Zwängen für die sexuelle Entwicklung von Kindern (was besonders revolutionär war, weil allenfalls älteren Jugendlichen sexuelle Gefühle und Bedürfnisse zugestanden wurden) und Jugendlichen anstrebte. Als Gefahr galt in dieser Zeit die *Repression*, also die Unterdrückung sexueller Triebregungen mittels Erziehung und sozialer Normen, die damals etwa darin bestanden, dass Sexualität nur verheirateten Paaren und damit auch nur Heterosexuellen zugestanden wurde, was beispielsweise gemischte Wohngemeinschaften oder Zeltlager, in denen Jungen und Mädchen gemeinsam übernachteten, ausschloss.

Der *Tabuisierung* sollte durch massive Offenheit entgegengewirkt werden. Vorreiter waren hier die Kommunen, die sich die Befreiung der Gesellschaft durch sexuell befreite Individuen erhofften.

Es fällt auf, dass der Staat in Westdeutschland auf diese Entwicklung sehr schnell reagierte, indem zunächst die Kultusministerkonferenz 1968, wenig später einige Bundesländer über die Änderung der Richtlinien schulische Sexualerziehung verordneten. Es ist zu vermuten, dass dies nicht nur Ausdruck gesellschaftlicher Liberalisierung war, sondern durchaus auch den Versuch darstellte, die Befreiungsbewegung zu kanalisieren: Wurde von emanzipatorischen Sexualpädagoginnen primär die Gefahr gesehen, dass Mädchen und Jungen aufgrund repressiver Sexualerziehung Scham, Angst, Schuldgefühle und eine unterdrückte Persönlichkeit entwickeln, befürchtete der überwiegende Teil der Politik wohl die völlige Freizügigkeit, Scham- und Grenzenlosigkeit als Antwort der nachwachsenden Generation auf die massive Unterdrückung der 50er Jahre.

Sexualität und Sexualpädagogik werden gesellschaftsfähig

In den 80er Jahren sind zwei Entwicklungen zu verzeichnen, die der Sexualpädagogik zu einem unerwarteten Aufschwung verhalfen: 1982 wurden der **HI -Virus und Aids** entdeckt und ihre Bedeutung für partnerschaftliche Sexualität auch in den Massenmedien eindringlich herausgestellt. In deren Folge erlebte die Sexualpädagogik einen Boom, weil erhebliche staatliche Gelder in die Prävention flossen, die u.a. die Finanzierung von Streetworkern, Aids-Fachkräften und aufwendigen Seminaren im Rahmen der personalen Kommunikation ermöglichten. War zunächst versucht worden, über die Warnung vor „Risikogruppen“ und die Drohung vor der „Volksseuche“ die Gefahr einzudämmen, wurde bald erkannt, wie wichtig eine umfassende Sexualerziehung, die nicht nur kognitive Informationen vermittelt, ist, um Einstellungen und Verhalten der Menschen zu verändern.

Die notwendige Propagierung des Kondoms machte das Sprechen über Sexualität insgesamt salonfähiger und schaffte damit unbeabsichtigt eine Toleranz, teilweise sogar Akzeptanz von Homosexualität (aller-

dings eher nur der männlichen - die weibliche bleibt weiterhin leider recht unsichtbar) und verschiedenen sexuellen Praktiken von Menschen aller sexueller Orientierungen, die wenige Jahre zuvor unvorstellbar gewesen wäre. Der Preis für die größere Selbstverständlichkeit im gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität war allerdings, dass die nach wie vor bestehenden Sexualängste geschürt wurden und eine gedankliche Verbindung zwischen dem „Austausch von Körperflüssigkeiten“ (sic!) und Krankheit, gar Tod, erneut hergestellt wurde.

Parallel dazu sorgte der 6. Jugendbericht der Bundesregierung 1984 zumindest in Fachkreisen für Aufregung, konstatierte er doch sehr nachdrücklich die **Benachteiligung von Mädchen** in Schule und Jugendarbeit. Für die Sexualpädagogik resultierte daraus eine intensive Beschäftigung mit den besonderen Mädchenfragen, wobei weniger Aspekte weiblicher Lust im Vordergrund standen als die Schwierigkeiten (Verhütung, ungewollte Schwangerschaft), Benachteiligungen (weibliche Rolle, Beziehungen) und Gefahren (sexuelle Ausbeutung und Gewalt), vor denen Mädchen und junge Frauen gewarnt bzw. bewahrt werden sollten.¹ Sie sehen: Auch hier waren es Probleme und Defizite – es wurde gewarnt – es gab Anwältinnen für die armen potentiellen Opfer, nämlich die Mädchen, d.h. der Subjektstatus der Mädchen, ihre Bewältigungsstrategien, ihre Potenzen und Kompetenzen waren eher wenig im Blick.

Der Schatten der Gewalt

Gerade der zuletzt genannte Aspekt, nämlich **sexuelle Übergriffe und sexuelle Gewalt**, prägte in den 90er Jahren nicht nur die Ausrichtung der parteilichen Mädchenarbeiterinnen, sondern gleichermaßen Jugendarbeit und gesellschaftlichen Diskurs. Dabei sind die Auswirkungen aus meiner Sicht außerordentlich ambivalent zu beurteilen. Auf der einen Seite wurde endlich das Unvorstellbare und Unaussprechliche in seinem entsetzlichen Ausmaß und in der Tiefe der Traumatisierung, die sexuelle Gewalt bei den Opfern bewirken kann, sichtbar gemacht und das fehlende Unrechtsbewusstsein von Tätern, Polizei und Gerichten angeprangert, so dass die (potentiell) Betroffenen mehr Chancen erhielten und erhalten, sich zu wehren (jeden-

falls erwachsene Frauen gegenüber Übergriffen) bzw. sich Unterstützung nach erlittener Grenzverletzung zu suchen. Sowohl die Wahrscheinlichkeit, dass ihnen geglaubt wird, als auch die Kompetenz, mit der ihnen therapeutisch und sozialarbeiterisch geholfen werden kann, haben sich in den letzten Jahren erheblich erhöht. Für die Sexualpädagogik besteht der Gewinn aus dieser Debatte darin, dass sie die Relikte der emanzipatorischen Anfänge abgestreift hat, indem sie nicht mehr nur Lust, Glück und Genuss in den Blick nimmt, sondern stärker berücksichtigt, dass Sexualität auch mit Leid, Angst und Unerfülltem zu tun hat.

Allerdings hat die Betonung des Schrecklichen, das mit Sexualität – aus meiner Sicht allerdings vor allem mit Machtverhältnissen! – verbunden sein kann, Konsequenzen für den Umgang mit Sexualität, die viele Errungenschaften sexualpädagogischer Anstrengungen zunichte zu machen droht. Häufig ist zu beobachten, dass unbearbeitete Sexualängste bei Eltern, Erzieherinnen, LehrerInnen und (Sozial-)

PädagogInnen zentraler unbewusster Motor für die Beschäftigung mit Prävention von sexuellem Missbrauch ist. So hört man beispielsweise auf Elternabenden im Kindergarten seit einigen Jahren wieder verstärkt die Frage nach Kontrolle kindlicher Neugier (Doktorspiele, Toilettengänge mit gegenseitigem Beobachten) und äußern sich vor allem Väter besorgt, mit ihrem Kind gemeinsam zu baden oder es beim Windeln zärtlich auch an den Genitalien zu berühren, aus Furcht, ihnen könnte ein sexuelles Interesse unterstellt werden. Diese Sorge formulieren übrigens keineswegs nur durch sensationslüsterne Gazetten aufgeschreckte Laien, sondern auch sozialpädagogisch ausgebildete Väter auf unseren Fortbildungen.

Zeigen Mädchen deutlich ihre sexuelle Lust bei ausgeprägtem Masturbieren und erweisen sie sich als sehr aufgeklärt, indem sie viele Begriffe kennen und benutzen, halten dies manche aufgeregte Erzieherinnen bereits für einen deutlichen Hinweis auf potentiellen Missbrauch. Hier wird dann aus guter Aufmerksamkeit hysterische Kontrolle.

Eine zweite pädagogische Bestrebung kennzeichnet die 90er Jahre, nämlich die sexualpädagogische **Jungenarbeit**, deren Kern ebenfalls lange Zeit Vorbeugung war. Bezugspunkt war sexualpädagogische Mädchenarbeit, die Entsprechendes für die Jungen und von den Männern gefordert hatte. Wie Reinhard Winter in seiner Jungenstudieⁱⁱ aufgezeigt hat, neigen PädagogInnen beiderlei Geschlechts ebenso wie dezidierte Jungenarbeiter zu einem defizit- und problemorientierten Blick auf männliche Jugendliche, sei es etwa der fehlende Körperbezug oder der Medienkonsum als negative Bewältigungsform entwicklungsbezogener Aufgabenⁱⁱⁱ. Winter vermisst den Blick auf das – nach seinen Erkenntnissen oft – Gelingende bei Jungen seitens der Professionellen, was vermutlich damit zu tun hat, dass diese ihre Legitimation für ihre sexualpädagogischen Interventionen tendenziell eher aus dem Misslingenden beziehen^{iv}. Unterschwellig wächst der Leistungsdruck, indem in der Sexualpädagogik permanent an der Steigerung der individuellen Kompetenz gearbeitet wird, wobei ständig als Messlatte die Erwachsenen angelegt werden, den Jugendlichen also kein Recht zum Lernen zugestanden wird: „Je mehr Information, je mehr Beratung, je mehr Sexualaufklärung, desto mehr steigen die subtilen und latenten Erwartungen an Jungen, und in gleichem Maße scheint die entsprechende Moral diffuser zu werden: Sexualität optimal ‚managen‘ zu können (insbesondere verbal), sich Sexualität optimal anzueignen, den/ die Sexualpartner optimal zu ‚bedienen‘, optimal für die eigene Lust zu sorgen usw.“^v Diese Gefahr gilt aus meiner Sicht generell für Sexualpädagogik.

Fazit aus diesem Rückblick auf die sozialhistorische Entwicklung sexualpädagogischer Fragestellungen ist für mich, dass Sexualpädagogik bei der Begründung ihres Auftrags Acht geben muss auf dessen Focussierung. Versteht sie ihn ausschließlich als Prävention im ursprünglichen Sinn, nämlich als Vorbeugung vor Gefahren, kann sie Mädchen und Jungen immerzu nur warnen: „Pass auf! Die Welt der Sexualität ist voller Gefahren. Dass du dich infizierst, dass du ungewollt ein Kind zeugst bzw. schwanger wirst, dass du unterdrückt

wirst oder Gewalt erfährst, dass du des sexuellen Übergriffs bezichtigt wirst, dass du dich nicht gesund und optimal sexuell entfaltet ... !“ Die Perspektive ist der Schutz vor etwas, nicht die Förderung von oder die Beförderung zu etwas. Mit der partnerschaftlichen genitalen Sexualität drängen Menschen aus einem bestimmten Status, der sie im Kindsein gefangen gehalten hat, heraus in das Erwachsensein; sie spüren ihre Potenz und wollen die Welt aktiv erobern. Indem Sexualität und Gefahrenabwehr konnotiert werden, verhindern wir die Progression und befördern die Regression. Dies gilt in besonderer Weise für Mädchen.

Selbstverständlich weiß ich, dass inzwischen längst Prävention im Kinder- und Jugendschutzbereich im Sinne von Lebenskompetenzförderung, also ressourcenorientiert, verstanden wird. Wenn Sie sich allerdings die Aufträge seitens Staat und Institutionen angucken, die wiederum Grundlage für Stellen- und Projektfinanzierung sind, wird dieser Ansatz oft rückwärts gewand verdreht, indem der alte Schutzgedanke wieder auflebt und das eigene Tun rechtfertigt. Für die Förderung von Selbstbewusstsein und vor allem von Lust lässt sich nicht so viel Geld lockermachen wie für die Abwehr von Gefahren, wie nicht zuletzt Christa Limmer in den vergangenen zwei Jahren bei der Installierung sexualpädagogischer Fortbildung schmerzlich erfahren musste.

Wo stehen wir heute?

Fünf Aspekte möchte ich herausgreifen und hierfür Erfordernisse formulieren, während ich mehrere wichtige andere Aspekte aus Zeitgründen unberücksichtigt lasse: Interkulturelle Sexualpädagogik, Homosexualität, Sexualität und Behinderung und nur wenig zu Medien, weil sich dazu Reiner Wanielik im Anschluss ausführlich äußern wird. Wichtig ist mir zu betonen, dass die alten auch die neuen Aufgaben sind und wir nicht immer nach den neuesten Trends suchen müssen und darüber die grundständigen Aufgaben vernachlässigen dürfen.

1. Medien und Sexualität

Die breitgestreute Beschäftigung mit Sexualität in den alten und den neuen Medien erhitzt seit Jahren und weiterhin die (pädagogischen) Gemüter und wirft immer wieder Fragen nach der Notwendigkeit von präventiven Maßnahmen auf, sei es in Form von Jugendschutz, sei es als medienpädagogische Angebote zur kompetenten Nutzung der Medien. Wir wissen noch keine eindeutige Antwort darauf, ob die Tatsache, dass Jungen und Mädchen in der Regel ihre ersten „Erfahrungen“ mit Sexualität virtuell und erst später körperlich-seelisch real machen, die individuelle Bedeutung und das Erleben verändert, und wenn ja, in welcher Weise: Stumpfen sie tatsächlich ab oder behält der erste Kuss und eine wunderbare gemeinsame Nacht mit einer oder einem Geliebten den gleichen Zauber? Ist der Genuss sogar vielleicht erhöht, weil beide einigermaßen bescheid wissen und insofern weniger verkrampft sein müssen? Oder verstärkt sich umgekehrt der Druck, von Anfang an ein guter Liebhaber bzw. eine gute Liebhaberin sein zu müssen, weil man sich auch ohne Primärerfahrung bereits „auskennen“ muss? Es scheint mir wichtig, dass hier sehr genau beobachtet und geforscht wird bei den Kindern und Jugendlichen selbst statt aus besorgter Erwachsenen­sicht über „virtuelle Jugendgefährdungen“ (A. Urban) zu phantasieren. Und dass auch in Betracht gezogen wird, dass „Jugendlichen selten zugetraut wird, mit Widersprüchlichkeiten im Sexuellen umzugehen. Dass die Konfrontation mit den triebhaften und auch dunklen Seiten der Sexualität auch dazu beitragen kann, sich zu orientieren und ein selbstbestimmtes Leben zu führen, wird nicht erwogen“, kritisieren Christian Osbar und Reiner Wanielik die jugendschützerische Pornographie-Diskussion^{vi}.

2. Aufklärung der Erwachsenen

Aus meiner Sicht werden Sexualisierung und Medialisierung in ihrer Wirkung auf Mädchen und Jungen jedoch überschätzt, wenn die ursprünglichen Entwicklungsaufgaben, für die Kinder und Jugendliche unsere Unterstützung und Begleitung brauchen, darüber weniger Beachtung finden. So fällt mir auf, dass Eltern ihren Sprösslingen unterstellen, diese könnten ganz locker über ihre Gefühle und Bedürfnisse sprechen (weil das ja die Jugendlichen in den Vorabendserien

ständig tun) und wüssten sowieso über alle Spielarten der Sexualität bescheid (wie die Anfragen in der BRAVO-Redaktion suggerieren), so dass Vater und Mutter sich um die Aufklärung nicht kümmern müssten. Doch oft handelt es sich eher um Halbwissen, das in der peer group nicht so ohne weiteres vervollständigt werden kann. In diesem Zusammenhang erleben die Heranwachsenden solche Erwachsene als hilfreich, die ihnen konkrete Antworten auf ihre Fragen geben und dafür eine Sprache finden, die Sachliches und Gefühlsmäßiges (Liebe und Lust!) gleichermaßen auszudrücken vermag – eine weiterhin für viele äußerst schwierige Anforderung! Oder solche, die ihnen Geschichten erzählen bzw. ihnen Bücher empfehlen, in denen die Erfahrungen mit den körperlichen, beziehungsbezogenen und seelischen Veränderungen anhand von stellvertretenden ProtagonistInnen geschildert werden, so dass Lernen über Identifikation und Sprechen über das Eigene anhand des angeblich Fremden möglich werden.

Wenn es wichtig bleibt, dass Eltern und ErzieherInnen ansprechbar für sexuelle Fragen von Mädchen und Jungen sind, sollten wir die Schulung dieser Zielgruppen verstärkt in den Blick nehmen: Auf Elternabenden in Kindergarten und Grundschule müssen Mütter und Väter mehr über die psychosexuelle Entwicklung ihrer Kinder und deren Förderung im Elternhaus erfahren und die eigenen Unsicherheiten benennen können. Körperbezug, Körperbild, Gestaltung der geschlechtlichen Identität und der Beziehung zum anderen Geschlecht sind wichtige Themen in den ersten Lebensjahren und hängen wesentlich von entsprechenden Angeboten zur Bewegung, zum Körperkontakt und zum Experimentieren mit der Geschlechtsrolle ab. Erzieherinnen und Lehrerinnen leugnen immer noch in erschreckendem Ausmaß die geschlechtsdifferierende Bewertung und Behandlung von Mädchen und Jungen^{vii}, so dass entsprechende selbstreflexive Arbeit sowie Vorstellung und Erprobung von geschlechtsbewussten sexualpädagogischen Angeboten dringend notwendig sind.

3. Balance zwischen Intimität und Offenheit

Wenn allerorten über sehr Intimes geschrieben, gesprochen und Entsprechendes gezeigt wird, kann es wichtig sein, dass wir Sexual-

pädagogInnen uns mit dem Balanceakt zwischen notwendigem Intimitätsschutz und hilfreicher Offenheit auseinandersetzen und prüfen, ob dieser bei Mädchen und Jungen, bestimmten ethnischen Gruppen und je nach regionaler Besonderheit jeweils angemessen gelungen ist: Was für manche Zielgruppen reichlich verdruckt klingt, ist für andere bereits eine Verletzung ihres Schamgefühls; worüber einige sehr selbstverständlich sprechen können (z.B. Selbstbefriedigung), wäre für andere unvorstellbar. Es scheint mir wichtig zu sein, immer wieder sehr sensibel auf die vorhandenen Grenzen der anvertrauten Menschen zu achten und sorgsam auszuloten, ob diese durch unsere Arbeit erweiterbar sind – und wofür das denn wirklich hilfreich wäre. Denn manchmal soll nach dem Willen der Erwachsenen, die selbst sehr unter sexueller Tabuisierung gelitten haben, mehr aus dem Dunkel ins Licht gezerrt werden als für eine selbständige sexuelle Entwicklung eines Kindes oder Jugendlichen notwendig ist. Aber wie viel Geheimnis, wie viel eigene Erfahrung ohne Vorbereitung braucht er bzw. sie, wie viel Information schulden wir ihr/ ihm? Gerade im Kontext des Präventionsgedankens sind diese selbstkritischen Fragen seitens Kinder- und JugendschützerInnen wichtig: Für wie belastbar und stabil bzw. bedroht und irritierbar halten wir die einzelnen Mädchen und Jungen, wo wähen wir bereits traumatisierende Erfahrungen – ein Begriff, der meines Erachtens inzwischen inflationär benutzt wird und damit seine entsetzliche Wirkung bei den wirklich Betroffenen verharmlost – statt den Heranwachsenden Verunsicherungen oder schmerzliche Erfahrungen zuzumuten, an denen sie wachsen können? „Orientierungslosigkeit“ der nachwachsenden Generation wird ständig als Bedrohung an die Wand gemalt, womit gleichzeitig die Bedeutung der Erwachsenen erhöht wird, die „begleiten“ oder „unterstützen“ sollen. Wir sollten dabei bedenken, dass damit immer auch Kontrolle einhergeht, die möglicherweise umso nachdrücklicher empfohlen wird, je schneller und unkalkulierbarer gesellschaftliche und technische Entwicklungen sich vollziehen, die in der Regel zunächst vor allem die Erwachsenen erschrecken.

4. Anerkennung von Scham

Auf unserer Fachtagung zum zehnjährigen Jubiläum des Instituts für Sexualpädagogik hat Rainer Neutzling in seiner Festrede einen Aspekt angesprochen, den ich auch aufgrund meiner therapeutischen Erfahrung für besonders wichtig erachte, weil er damit gegen einen Trend redet, den ich ebenso wie er nicht hilfreich erachte:

„Gehen Sie also nicht zu den Jugendlichen, um ihnen zu sagen: Sexualität ist nichts, wofür man sich zu schämen braucht. Es ist gelogen. Ob begründet oder nicht: Die meisten von uns schämen sich gerade in der Sexualität immer wieder zu Tode. Stimmt es etwa nicht?: Kondome stinken nach Gummi, Sperma klebt, Menstruationsblut ist Blut, zu kleine oder zu große Brüste können unglücklich machen, genauso wie ein zu kleiner oder zu großer Penis, eine unerwiderte Liebe ist ein Desaster – dazustehen und etwas zu wollen und nicht zu kriegen ist das Schlimmste –, zu früh kommen, gar nicht kommen, alles zu versauen, ungeschickt zu sein, verlassen werden, einsam sein, sehnsüchtig und schüchtern sein, keinen Freund, keine Freundin haben, auf dem Gynäkologenstuhl die Beine auseinander machen oder vor dem Urologen die Unterhose runter lassen – all das ist schrecklich oder superpeinlich und sollte um Gottes willen nicht schön geredet werden.“^{viii} Dies gilt weiterhin auch für Schwul- und Lesbischsein.

5. Verunsicherung der Professionellen durch Pluralisierung der Lebenswelten und Individualisierung

Und schließlich: Wir kommen in spätmodernen Zeiten, die geprägt sind von der Auflösung fester normativer Vorstellungen über die Gestaltung des Geschlechterverhältnis, von Beziehungen, sexueller Identität und sexueller Praxis und vom Zwang zu individueller Entscheidung nicht darum herum, Wertfragen zu stellen und die offene Auseinandersetzung darüber zu fördern: Ist wirklich alles erlaubt, was beiden gefällt, oder darf es Grenzen meiner Toleranz und Akzeptanz geben? Wenn Seitensprünge in Filmen und Romanen üblich sind, muss ich diese dann beim Eingehen einer Beziehung einkalkulieren oder darf ich weiterhin Treue erwarten und von mir verlangen? Welchen Preis zahlen wir Frauen und Männer im Bett und im Alltag für die Emanzipation? Für wie gesund halten wir die sexuelle Entwicklung eines Mädchens, das sich niemals selbst gestreichelt hat

und auch nicht masturbieren lernen will? Wie viel ausgeprägte Weiblichkeit und Männlichkeit trägt positiv zur Geschlechterspannung bei, wann diskreditieren wir sie als „Macho“ und „Weibchen“?

In diesem Zusammenhang bin ich derzeit sehr beschäftigt mit einer Frage, der Uwe Sielert und ich zusammen mit den Teilnehmenden auch heute Nachmittag im Workshop: „Neue Identitäten jenseits von Geschlechterrollen?“ intensiver nachgehen werden, nämlich inwiefern wir mit unserer in den letzten 20 Jahren mühsam entwickelten Geschlechtsbewusstheit noch richtig liegen: Wenn es wahr ist, dass es im Zuge der Individualisierung und Pluralisierung, der Ausdifferenzierung von Lebenswelten und weiterhin bestehender sozialstruktureller Ungleichheit viele unterschiedliche Weiblichkeiten und Männlichkeiten gibt und die Freiheit ebenso wie der Zwang zur individuellen Selbstinszenierung gestiegen ist, wie verbindend ist dann noch das biologische Geschlecht als „kollektives Schicksal“, das sexualpädagogische geschlechtshomogene Gruppenarbeit legitimiert? In der sog. Konstruktivismusdebatte, die zwischen sex und gender unterscheidet, wird überlegt, ob geschlechtsbewusste Pädagogik nicht die Geschlechtsunterschiede zementiert, indem sie immer wieder eine gesellschaftlich konstruierte - Polarität betont, die abbauen zu wollen sie vorgibt. - Diejenigen, die mit Mädchen oder Jungen arbeiten, wiederum wissen um die deutlich unterschiedlichen Fragen zum eigenen Körper, die oft auffallenden Divergenzen in den Sozialisationserfahrungen von Mädchen und Jungen und den verschiedenen Verlauf von Gesprächen je nachdem, ob es sich um gemischte oder gleichgeschlechtliche Gruppen handelt, wobei die Verschiedenheit innerhalb des Geschlechts nicht geleugnet wird. - Hier gibt es noch viele unge löste Fragen, die nur in einem konstruktiven Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft hoffentlich gelöst werden statt zum Ideologiestreit zu verkommen.

Bei der sexualpädagogischen Fachtagung zur Mädchenarbeit der BZgA vor zwei Wochen habe ich von den Fachfrauen zwei wichtige Erkenntnisse gehört, die ich gerne hier weitergeben möchte:

1. Es gibt eine neue Präventionshysterie bezüglich angeblich massiv zunehmender Ess-Störungen von Mädchen. Die Mädchenarbeiterinnen und Mütter mögen doch bitte erst mal bei sich selbst schauen, welches Vorbild sie ihren Töchtern mit ihren permanenten Diäten seit eigenen pubertären Tagen abgeben!
2. Wir können den Mädchen (und ich ergänze: auch den Jungen) nicht das Schmerzliche von Pubertät ersparen: sie ist nun mal keine schöne, lustvolle Aufbruchphase. Wir sollen die Lust nicht verleugnen, aber wir mögen darüber nicht neue Anforderungen für die Mädchen entwickeln!

Fazit

Ich wünsche moderner emanzipatorischer Sexualpädagogik ein Selbstverständnis, das anknüpft an die Vorstellungen neuerer Präventionskonzepte, bei denen die Lebenskompetenzförderung im Mittelpunkt ihrer Anstrengungen steht: also weniger Aufmerksamkeit für die Gefahren, die von Sexualität ausgehen können, als vielmehr Stärkung von Jungen und Mädchen in ihrem positiven Körpergefühl, Kontakt zu ihren Bedürfnissen, Gefühlen und Grenzen, Förderung ihrer sinnlichen Empfindungsmöglichkeiten und Erlaubnis zu Lust, Freude und Genuss, deren Kehrseite, nämlich Angst, Leid, Schmerz und Unlust, nicht verschwiegen werden sollte.

ⁱ vgl. dazu: Sexualpädagogische Mädchenarbeit. Eine Expertise im Auftrag der BZgA von Gabriele Bültmann. Bd. 5 der Reihe: Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung. Hg. von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln 1996

ⁱⁱ Reinhard Winter, Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Bd. 14 der Reihe: Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung. Hg. von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Köln 1998

ⁱⁱⁱ vgl. ebd., S. 29

^{iv} vgl. ebd., S. 28

^v ebd., S. 355

^{vi} Christian Osbar/ Reiner Wanielik: [http:// www.hardcore.com](http://www.hardcore.com) - Pornographie und Internetnutzung durch Jugendliche. Abschlussarbeit zur Ausbildung zum sexualpädagogischen Ausbilder beim ISP. Unveröffentl. Ms, 1999, S. 6

^{vii} vgl. Christian Büttner/ Marianne Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität in Kindergarten und Grundschule. Beltz: Weinheim 1992

und: Tim Rohrmann/ Peter Thoma: Jungen in Kindertagesstätten. Ein Handbuch zur geschlechtsbezogenen Pädagogik. Lambertus: Freiburg 1998

^{viii} Rainer Neutzling: Bescheiden im Anspruch, respektvoll in der Begegnung – Sexualerziehung in spätmodernen Zeiten. Festrede zum 10jährigen Bestehen des Instituts für Sexualpädagogik, In: Sinn durch Sinnlichkeit? Sexualpädagogik und Spätmoderne. Dokumentation der Fachtagung vom 4. & 4. September 1999 in Köln, Dortmund (Eigenverlag ISP) 2000, S. 28